



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

nachher fand Ludwig Kossuth nirgends begeistertere Verehrer als in Deutschland. Ungarische Flüchtlinge standen so hoch in der Achtung aller Liberalen, wie früher die edeln Polen, und beide dankten auf dieselbe Art. Es muß ausgesprochen werden, daß sich verschiedene deutsche Zeitungen durch Abdruck von Flüchtlingsberichten ebenso gegen das Deutschtum wie gegen Oesterreich veründigt haben. Beweise können folgen.



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Was lehrt Samoa? Die Antwort, die der Staatssekretär des Auswärtigen, Herr von Bülow, am 14. April auf die Interpellation über die Vorgänge vor und auf Samoa gegeben hat, ist vom Reichstage günstig aufgenommen worden, und wir wüßten auch in der That nicht, was Herr von Bülow nach Lage der Sache mehr hätte sagen können. Er hat jedenfalls sehr wohl daran gethan, die Wahrung des Rechtsstandpunkts als das im Augenblick der deutschen Politik geborne Ziel hinzustellen, mag dieser Rechtsstandpunkt auch auf einem so wenig dauerhaften Grunde beruhen, wie die Samoaakte ist. Er durfte es dabei auch mit Recht als einen Erfolg der deutschen Politik verzeichnen, daß zuerst die Regierung der Vereinigten Staaten, neuerdings aber auch die großbritannische Regierung auf diesen Rechtsboden, d. h. zum Prinzip der notwendigen Einstimmigkeit, zurückgekehrt sind, nachdem sie ihn schon teilweise verlassen hatten, und er mußte dementsprechend die bisher von den Beamten der Vertragsmächte in Samoa selbst getroffenen Maßnahmen und begangnen Fehler als verhältnismäßig unbedeutend und eigentlich außerhalb des Rahmens seiner Erklärung liegend behandeln.

Über die Gefühle und Stimmungen des deutschen Volkes oder über die Auffassung der verbündeten Regierungen und des Kaisers von dem ganzen Handel und seiner wahrscheinlichen Vorgeschichte zu sprechen, war Herrn von Bülows Sache in diesem Falle sicher nicht, und ebenso wenig hatte er sich darüber zu äußern, was das Deutsche Reich in Zukunft thun könne und thun werde, um alle in der Samoa-affaire etwa noch denkbaren Beleidigungen und Rechtsbrüche zu verhindern oder zu rächen. Wenn er die Hoffnung aussprach, daß es der Spezialkommission gelingen werde, „zu einer gerechten, billigen und für alle Teile annehmbaren Regelung der Verhältnisse zu gelangen,“ so hat er damit wohl niemand über den Wert dieser Hoffnung täuschen wollen, aber auch niemand das Recht gegeben, daran zu zweifeln, daß es ihm und seinen Auftragsgebern voller Ernst sei mit der Zusage, „nur solchen Beschlüssen ihre Zustimmung zu geben, durch die die klaren deutschen Rechte und die gewichtigen deutschen Interessen auf Samoa nicht beeinträchtigt werden.“

Auch das empfindlichste Nationalgefühl in Deutschland kann füglich die Sätze, mit denen der Staatssekretär seine Antwort schloß, unterschreiben: „Gewiß, meine Herren, auch wir Deutschen glauben, daß wegen einer Inselgruppe in der fernen Südsee, die von 30 000 Wilden bewohnt wird, unter denen kaum 500 Europäer leben, mit einem Gesamthandel von kaum drei Millionen Mark, zwischen drei großen und gesitteten und christlichen Völkern den Krieg zu entfesseln im höchsten Grade ruchlos sein würde. Ich bin auch davon durchdrungen — und rate, dies auf keiner

Seite zu vergessen —, daß es in der auswärtigen Politik vor allen Dingen darauf ankommt, sich nicht das richtige Augenmaß beeinträchtigen zu lassen und jede Frage nach ihrer realen Bedeutung einzuschätzen. Dabei dürfen wir aber doch zweierlei nicht vergessen: einmal, daß wir die Pflicht haben, Handel und Wandel, Eigentum und Erwerb unsrer Landsleute auf Samoa zu schützen, dann aber, daß wir auf Samoa vertragsmäßige Rechte besitzen, deren Aufrechterhaltung das deutsche Volk als eine nationale Ehrensache empfindet. Wir verlangen auf Samoa nicht mehr, als uns dort vertragsmäßig zusteht. Diese unsre vertragsmäßigen Rechte aber dürfen und werden wir nicht verkürzen lassen.“

Niemand hat von Herrn von Bülow am 15. April im Ernst eine offene und erschöpfende Aussprache über die Bedeutung, die er der Samoafrage beilegt, und die Lehren, die er für die deutsche Politik daraus zieht, erwarten können. Es wäre aber deshalb auch ganz verkehrt, seine Antwort in diesem Sinne deuten zu wollen. Uns hat er überhaupt nichts neues gesagt, wir haben nur unser Vertrauen zum Kaiser und zu den verbündeten Regierungen durch ihn bestätigt gefunden, daß die Politik des Deutschen Reichs auf dem Boden der Gerechtigkeit und Treue auch gegen das Ausland fest entschlossen ist, die nationale Ehre und die nationalen Interessen zu schützen und im fortgesetzten Kampf gegen die ruchlosen Störer des Weltfriedens auch den Kampf für Deutschlands größere Zukunft kräftig fortzusetzen. Es wäre sehr erfreulich, könnte man durch das Verhalten des Reichstags in der Hoffnung bestärkt werden, daß auch das deutsche Volk endlich der Weltpolitik des Kaisers das Maß von Verständnis und Unterstützung entgegen brächte, das zu einem dauernden Erfolge unerlässlich ist. Leider kann im Ernste davon nicht die Rede sein, im Gegenteil: so laut und handgreiflich uns Samoa zur Besinnung ruft, wir scheinen auf dem besten Wege zu sein, durch Rechthaberei und Zank gegen die Regierung und gegen einander die bitteren Lehren, die wir erhalten haben, in den Wind zu schlagen.

Es gehört doch in der That ein kaum glaublicher Grad von Frivolität dazu, wenn ein Teil der agrarisch=reaktionären und der antisemitischen Presse die traurigen Vorgänge vor und auf Samoa mit ersichtlichem Behagen dazu benutzt, die Politik des Kaisers und seiner obersten Beamten mit den gehässigsten, persönlich zugespitzten Vorwürfen zu überschütten, ja sich unter dem üblichen Mißbrauch des Namens Bismarck dazu versteigt, der kaiserlichen Politik, dem „neuen“ Kurs die „Schmach“ von Samoa und die Unfähigkeit des Deutschen Reichs, sich ihrer zu erwehren, schuld zu geben. Mit Recht hat der Deutsche Flottenverein schon in einem besondern Flugblatt versucht, diese Herren auf den Mund zu schlagen mit der sehr verständigen Frage: „Was will man denn von einer Flotte verlangen, von der die Regierung erst vor Jahresfrist erklärte, daß sie für die ihr zufallende Aufgabe völlig unzureichend sei?“ Wir sind nun einmal vor gewaltige neue Aufgaben gestellt, die der „neue“ Kurs lösen muß, ohne daß ihm das Rüstzeug dazu vom „alten“ hinterlassen worden wäre. Und nicht mit weniger Recht wird diesen „Unverschämlichen“ von anderer Seite vorgehalten, wie Bismarck selbst in der Karolinenfrage den Spaniern mit ihrer „lumpigen Kriegsmacht“ gegenüber klein beigegeben und noch dazu dem Papst die Ehre des Schiedsrichteramts zugewiesen habe, obgleich er doch von vornherein wußte, daß damit die Inseln verloren waren. Wir würden diese sinnlosen Preßhegereien gar nicht einer Erwähnung für wert halten, wenn es sich dabei nur um die Preßhelden selbst handelte. Aber diese wissen sehr wohl, daß sie — auch abgesehen von den aus eingebildeten materiellen Interessen manchen erwünschten Versuchen, uns handelspolitisch vollends zu isolieren — für

ihre Unverschämtheiten unter den gebildeten Deutschen von heute nur zu viele offene und versteckte Liebhaber finden. Es hat sich allmählich unter uns ein „Tingotum“ entwickelt, das sich mit dem Mißbrauch der Phrase „Macht geht vor Recht“ brüftet und den deutschen Patriotismus monopolisieren möchte, obwohl sich sein Nationalgefühl in brutaler Nichtachtung fremden Rechts erschöpft und von deutscher Art keine Aber und keine Ahnung hat. Gott sei Dank, daß der Kaiser und seine Räte dem Ideal dieser deutschen Patrioten nicht entsprechen. Wohin die Tingopolitik zeitweise selbst sehr verständig und billig denkende Nationen bringen kann, wenn man ihr nicht rechtzeitig den gehörigen Dämpfer aufsetzt, das zeigt die traurige Rolle der Vereinigten Staaten vor Samoa deutlich genug. Wir werden auch diese Lehre ernstlich zu beherzigen haben.

Aber nicht kleiner ist die Narrheit, nicht weniger verächtlich das Gebaren derer, die die Vorgänge vor Samoa so vom deutschen Volke hingenommen wissen wollen, als ob dabei von einer Beleidigung des berechtigten Nationalgefühls oder gar von einer Gefährdung unsrer nationalen Zukunft gar nicht zu reden sei, als ob wir Deutschen überhaupt nicht ins Gesicht geschlagen worden wären, oder wenn schon, daß wir das als ganz in der Ordnung zu betrachten hätten. Es giebt leider auch solche Käuze im Deutschen Reiche, sogar im deutschen Reichstage, und es scheint fast so, als ob man sich auf gewisser Seite im Auslande schon Mühe gäbe, ihre Zahl und ihre Bedeutung größer darzustellen, als sie ist. Auch die gerechteste Empörung über die Hekereien der deutschen Tingos darf uns nicht abhalten, diesen in Wahrheit vaterlandslosen Gesellen, zu welcher Parteifahne sie auch geschworen haben mögen, überall mit rücksichtsloser Schärfe entgegen zu treten. Ein Narr oder ein Schurke, wer des Kaisers nationales Ehrgefühl herabsetzt, ein Narr oder ein Schurke aber auch, wer kein nationales Ehrgefühl hat und sich dieses Mangels gar noch rühmt. Es darf im Deutschen Reiche und erst recht im Auslande auch nicht der geringste Zweifel darüber bestehen bleiben, daß jeder Deutsche, vom Kaiserhause bis ins kleinste Bauernhaus, der Ehre im Leibe und seinen Verstand beisammen hat, die ganze Niederträchtigkeit und Unerträglichkeit des vor Samoa gegen Deutschland angezettelten Hänkespiels versteht oder verstehen lernt, daß dem deutschen Volke vor Samoa ein Licht aufgesteckt ist, das selbst das blödeste Auge den Feind unsrer Zukunft deutlich erkennen läßt.

Dazu beizutragen halten wir für die Pflicht der ganzen anständigen Presse Deutschlands, die ihr bisher nicht hinreichend entsprochen hat. Mag die gerechte Reaktion gegen die Ausschreitungen der der Fronde dienenden Heßblätter noch so viel Veranlassung zur Zurückhaltung und zum Abwiegen gegeben haben, wir dürfen uns dadurch nicht in den entgegengesetzten Fehler hinein drängen lassen. Durchaus vereinbar mit dem Standpunkt, den der Staatssekretär von Bülow in seiner Antwort vertreten hat, ist eine offene Aussprache über Samoa in der Presse. Das deutsche Volk muß und will die Wahrheit wissen. Wenn die anständige Presse sie ihm vorenthält, giebt sie der Hekerei von rechts und links das Feld frei. Gerade unsre Beziehungen zu den an der Samoafrage beteiligten Staaten sind ohne das Mitwissen und die Mitarbeit des Volkes nicht in ersprießliche Bahnen zu lenken, gerade hier muß das Volk selbst Freund und Feind zu unterscheiden wissen.

Nichts wäre verkehrter, als wenn wir Deutschen als den eigentlichen Schuldigen vor Samoa, als den Feind unsrer nationalen Zukunft die Vereinigten Staaten betrachten wollten. Man müßte jedes historischen Sinnes und jeder politischen Einsicht bar sein, wenn man die von langer Hand vorbereitete, fürsorglich bestellte englische Arbeit nicht erkennen wollte. Die Geschichte wird, wenn sie zu un-

parteiischer Erforschung der Gegenwart gelangt, klar genug zeigen, daß die Engländer uns vor Samoa kaum schwerer gekränkt haben als ihre Blutbrüder in der neuen Welt. Wie kaum jemals einen europäischen Staat hat die britische Politik die Amerikaner ans Narrenseil zu locken gewußt, um sie in Händel aller Art hinein zu verstricken und sich von ihnen die Kastanien aus dem Feuer holen zu lassen. Es ist immer das alte Spiel, das John Bull mit neuen Freunden treibt, aber das Volk der Vereinigten Staaten müßte denn doch seiner ganzen Natur untreu geworden sein, wenn wir nicht glauben sollten, daß sich der alte Fallsteller diesmal arg verrechnet haben wird. Das Volk der Vereinigten Staaten wird, sobald es zur Besinnung kommt, das verräterische Spiel, das der britische Imperialismus mit ihm treibt, nie verzeihen, und die Herren Chamberlain und Genossen werden sich in ihm den schlimmsten Feind selbst groß gezogen haben.

Der englische Imperialismus betreibt in Wahrheit und praktisch ganz ausschließlich englische Politik, nicht eine Politik der angelsächsischen Rasse. Er will die Kolonien fester mit dem Mutterlande verbinden und neue Gebiete — wozu möglichst die ganze noch übrige Welt — mit Beschlag belegen und absperrern, um der englischen Industrie und dem englischen Kapital für unabsehbare Zeit lohnende Märkte und Ausbeutungsbezirke gegenüber dem Wettbewerb aller andern Nationen zu sichern. Rhodes, den man als den bedeutendsten praktischen Vertreter des englischen Imperialismus betrachten darf, hat vor Jahren den exklusiv englischen Charakter der imperialistischen Bewegung noch offen anerkannt. Es handelt sich nach ihm einzig und allein um den Markt und den Unterhalt für das Mutterland: die „kleine Insel, die einer Werkstatte gleicht.“ Was können damit die wirtschaftlichen Interessen der Nordamerikaner gemein haben? Soweit sie Rohstoffe und Nahrungsmittel exportieren, ist ihnen die politische Besitznahme neuer Kornkammern und dergleichen durch England nachteilig, und soweit sie zum Export von Fabrikaten übergehen, ist der Konflikt mit den Zielen des englischen Imperialismus erst recht und unmittelbar gegeben. Es erscheint uns unglaublich, daß jemand den Amerikanern einreden könnte, England sei nicht ihr gefährlichster Rivale auf dem neubetretenen, dunkeln Pfad der Kolonial- und Weltpolitik, oder gar, Deutschland sei ihnen gefährlicher dabei. Und doch erleben wir es, daß die Vereinigten Staaten ihre Welt- und Kolonialpolitik am englischen Gängelbände eröffnen, und daß Amerikaner sich zu Rechtsbruch und Vergewaltigung Deutschland gegenüber mißbrauchen lassen. Ist es vielleicht das Anhänglichkeitsgefühl der Enkel der Helden von 1776 an das Mutterland, das die so ahnenstolzen Natives zur Verbrüderung mit dem englischen Imperialismus treibt? Sehnen sich die Epigonen zurück nach den Fesseln, die Washington und seine Leute gesprengt haben? Oder sind es etwa Sympathien und Hoffnungen der Irländer in Amerika, für Großbritannien, was die Politik der Vereinigten Staaten nach der Chamberlainschen Pfeife tanzen macht? Oder giebt sich gar der mächtige Bruchteil deutschen Bluts drüben dazu her, die „angelsächsische“ Blutbrüderschaft gegen Deutschland zu fordern? Nichts von alledem ist möglich, ist der Fall. Politisch wie wirtschaftlich ist diese ganze Verbrüderung eine Farce. In schlauer Ausnutzung der Schwächen und Unklarheiten der imperialistischen Bewegung in den Vereinigten Staaten hat man englischerseits angefangen, von der großen Mission der angelsächsischen Rasse zu predigen und zu singen, hat man englischerseits dem amerikanischen Volke eine politisch-ideale Gemeinlichkeit der weltpolitischen, zivilisatorischen, religiösen Aufgaben aufzudrängen gesucht, hat man englischerseits vor allem unablässig und jahrelang in der „gelben Presse,“ und wie man sonst nur konnte, gegen Deutschland und die Deutschen ge-

heßt, gelogen, verleumdet, mit geradezu bewunderungswürdiger Dreistigkeit und Konsequenz. Leider auch mit erstaunlichem Erfolg. Das alles ist in Deutschland bekannt genug, und auch die Grenzboten haben Schritt für Schritt seit Jahr und Tag die raffinierten Manöver verfolgt, durch die England das Volk der Vereinigten Staaten bis zu den Brutalitäten eines Chambers und Kauß genasführt hat.

Und nicht weniger bekannt ist in Deutschland und nicht weniger offen ist seit Jahrzehnten in den Grenzboten dargelegt worden die Feindseligkeit der englischen Politik gegen das Deutsche Reich und das deutsche Volk. Wir wollen nur an die Äußerungen der für die Politik beweiskräftigen englischen Presse in den letzten Jahren hinweisen, wie sie in den Grenzboten vom 2. Dezember 1897 in ganz gewiß nicht gehässiger Weise zusammengestellt worden sind, ganz besonders aber an jenen Artikel der Saturday Review, eines doch sehr ernst zu nehmenden Blatts, vom 11. September 1897, worin offen ausgesprochen war: Wenn Deutschland morgen von der Erde verschwände, würde es übermorgen keinen Engländer geben, der nicht dadurch reicher geworden wäre. Germaniam esso delendam, das ist das Ceterum censeo, das dieses angesehenere Blatt seinen Politikern einschärft. Nirgends, kaum in Deutschland selbst, wird es so verstanden wie in England, daß und warum die Politik des deutschen Reiches mehr als die eines andern Kulturstaats nach Erweiterung unser auswärtigen Erwerbsquellen — sowohl der Märkte für den Warenexport wie des Anteils deutschen Kapitals an der Güterproduktion und dem Güterumsatz im Ausland — streben muß, strebt und streben wird. Keine Konkurrenz haßt der englische Imperialismus im Augenblick so, wie den deutschen Handel und Gewerbefleiß, und so unvermeidlich in einer spätern Zukunft auch der große Kampf gegen Rußland und auch Frankreich für England sein mag, vorläufig und unmitttelbar gilt ihm der Russe und der Franzose als gut Freund im Vergleich mit dem Deutschen. Man wolle sich doch nicht länger über diese Gesinnung der „maßgebenden“ Kreise in England täuschen. Gerade „oben“ ist dort der Deutschenhaß Mode und unermüdllich bei der Arbeit überall, bis ins Deutsche Reich hinein. Das macht ihn — in Verbindung mit dem Krämerneid — so überaus populär, noch populärer fast, als es die Kravatten-, Hut- und Westenmode ist, die man dort pflegt.

Und dieser Deutschenhaß der obern und der maßgebenden Kreise in England hat vor und auf Samoa endlich Blüten gezeitigt, die alles, was die englische Politik seit langer Zeit einer zivilisierten Nation und einem sogenannten „befreundeten“ Großstaat angethan hat, in den Schatten stellen. Man wolle doch nicht die Erfahrungen Frankreichs mit Tschoda oder gar den „ganzen deutschen und französischen Kolonialerwerb in Afrika und Asien“ — wie dies Schmoller thut — mit der brutalen Vergewaltigung unsers guten Rechts auf dieselbe Stufe stellen, die die englische Politik in der Samoafrage gewagt hat. Die auf englischen Einfluß zurückzuführende, mit allem gesunden Menschenverstande in Widerspruch stehende Ungültigkeitserklärung der Wahl Mataafas und die Einsetzung Tanus, der Bruch des einstimmigen Abkommens über die provisorische Regierung durch die englisch-amerikanische Mehrheit und dann vor allem das Bombardement Apias über die deutsche Flagge hinweg, und die ganze ruchlose, gewaltthätige Störung des von den offiziellen Vertretern Deutschlands verlangten und wiederhergestellten Friedens und Rechtszustands, das sind doch Vorgänge, die im Verkehr gebildeter Großstaaten in unserm Zeitalter kaum ihresgleichen finden, es sei denn, sie bedeuteten offenen Krieg. Es fehlte jetzt nur noch, daß England weitere Schiffe — vielleicht amerikanische —

nach Samoa schickte und Infanterie aus Australien holte. Und das alles nicht um wichtiger in Samoa selbst liegender materieller Interessen willen, sondern allein zu dem Zweck, Deutschland zu provozieren und mit den Vereinigten Staaten unförmlich zu verfeinden. Fürwahr ein erbauliches Vorpiel der Komödie, zu der man sich anschickt, die Friedenskonferenz im Haag herabzuwürdigen.

Es ist das eine Politik des Größenwahns, die dem Greater Britain des Herrn Chamberlain eine schlechte Prognose stellt. Wir Deutschen wären arge Thoren, wollten wir ihr gegenüber Ruhe und Vorbedacht verlieren. Wir werden uns gegen weitere Ausbrüche vorläufig zu schützen wissen und abzuwarten haben, ob nicht auch in England die gesunde Vernunft und das natürliche Billigkeitsgefühl zur Herrschaft gelangt. An Anzeichen fehlt es ja nicht, und das Volk von England ist nicht identisch mit den „maßgebenden“ und „hohen“ Kreisen, die heute seine Politik machen. Vielleicht wird man sich im Volk von England wieder einmal des stolzen Ausspruchs eines seiner großen Denker erinnern, David Humes, der vor anderthalb Jahrhunderten den damaligen Politikern zurief: I shall therefore venture to acknowledge, that not only as a man, but as a British subject, I pray for the flourishing commerce of Germany, Spain, Italy and even France itself. Bis dahin hat uns die Fackel von Samoa das Ceterum censeo der deutschen Politik und der Politik aller Völker, die an ihre Zukunft glauben, vorgeschrieben: Für den Weltfrieden überall, und deshalb überall gegen England! ß

Auf die Auslassungen des Leipziger Tageblatts vom 18. April d. J. Nr. 194 begnügen wir uns folgendes zu erwidern.

1. Die gütige Belehrung wegen des Zitats aus Schillers Fiesko III, 4 war ganz überflüssig; nicht aus „Leichtfertigkeit“ haben wir es in dieser Form gebracht, sondern absichtlich, weil es die populäre ist (s. Büchmann, Geflügelte Worte, 18. Auflage, S. 154).

2. Der Ausdruck „kleinliche und ängstliche Verwahrung“ bezieht sich natürlich nicht auf den vereinigten Reichskanzler, dem diese Eigenschaften noch niemand nachgesagt hat, sondern auf die unter seinen Anhängern, die jetzt auch bei jeder Erzählung aus seinem Leben, sei sie von Gittermann oder von Dalton oder von sonst jemand, mit Berichtigungen unbedeutender Kleinigkeiten kommen und dadurch die Glaubwürdigkeit respektabler Berichterstatter herabsetzen, ohne allemal auch nur selbst Recht zu haben.

3. „Undank“ haben wir dem Hause Bismarck gar nicht vorgeworfen, sondern wir haben nur auf die unleugbare Thatsache angespielt, daß der Fürst, wie immer große Männer, die Menschen als Werkzeuge benutzte und wenn sie ihre Aufgabe erfüllt hatten, oft einmal fallen ließ oder beiseite schob. Daß das „Undank“ sei, sagt das Leipziger Tageblatt, nicht wir; wir halten ein solches Verfahren unter Umständen für eine Notwendigkeit, die freilich der Betroffene bitter empfinden kann. „Das Wohlwollen gegen andre wird sich meist bei solchen Männern in engen Grenzen bewegen,“ sagt Gustav Schmoller mit Bezug auf Bismarck. „Wer derartiges einem leitenden Staatsmann vorwirft, kennt die Welt nicht“ (Zu Bismarcks Gedächtnis 13).

4. Ebenso wenig haben wir die Anklage der „Feigheit“ und „Unwahrhaftigkeit“ gegen den Fürsten erhoben; die hat erst das Leipziger Tageblatt hineininterpretiert. Wir haben nur gesagt: Die Wahrscheinlichkeit, daß er sich zuweilen an die Instruktion für den einen oder den andern Artikel der Hamburger Nachrichten nicht mehr erinnert hat, oder daß er es hinterdrein nicht gern gesehen hat, wenn

man bei veränderter Sachlage solche Artikel auf ihn zurückführte, ist größer, als die, daß Dr. Hofmann nachlässig bei der Sammlung zu Werke gegangen sei. Widerlegt werden können seine Behauptungen daher nur durch Einzelbeweise, und diese fehlen bis jetzt. Bis sie erbracht sind, wird man, immerhin mit Vorsicht, annehmen können, daß die Artikel der Hamburger Nachrichten in dem Sinne „authentisch“ sind, wie die von Horst Kohl im Bismarck-Jahrbuche mitgeteilten 156. Wir würden für das Verfahren des Reichskanzlers, an dem für unbefangene Beurteiler gar nichts auszusetzen ist, Busch zitieren, wenn wir nicht befürchten müßten, daß dies als eine in „höchst ungeschickter Weise eingestreute Reklame“ für die Tagebuchblätter von W. Busch verdächtigt würde.

5. Wir haben Busch auf ein paar Zeilen lediglich als Gewährsmann für ein Urteil Buchers zitiert, „Reklame“ aber für sein Werk ebenso wenig machen wollen, wie für das Bismarck-Jahrbuch, das wir gerade so zitierten. Im übrigen bedürfen die „Tagebuchblätter“ keiner solchen „ungeschickten“ Reklame. Für die Anerkennung ihres Wertes sorgt vor allem die wissenschaftliche Fachpresse, unbeirrt durch alles unwissende und parteiische Zeitungsgerede.

6. Nicht die Grenzboten allein sind für Dr. Hofmann — sehr uneigennützig — eingetreten, sondern auch die „Leipziger Zeitung“ in Nr. 86 vom 15. April d. J., und zwar mit ganz denselben Argumenten wie die Grenzboten. Wenn hier der Ton etwas schärfer wurde, so erklärt sich das allerdings aus dem Widerwillen „ehrlicher Leute“ gegen das Kleinliche und wider alle abweichenden Meinungen blindgehäßige Preßgetreibe, das im Dienste des großen Staatsmanns zu arbeiten behauptet und dabei sein Andenken nur schädigen kann. Auch uns liegt jedes persönliche Interesse bei unserm Urteil fern, auch wir wollen nur der geschichtlichen Wahrheit dienen.

Die Redaktion



## Litteratur

Die Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Ostpreußen. Im Auftrage des ostpreußischen Provinziallandtags bearbeitet von Adolf Boetticher. Königsberg, V. Teichert, 1891 bis 1898

Weitab von der ersten Stätte seines Wirkens wurde der Verfasser dieses Werkes abgeführt, als er den Auftrag erhielt, die Denkmäler der Provinz Ostpreußen aufzunehmen und zu beschreiben. Der jetzige Konservator der ostpreußischen Altertümer hatte als Architekt an der Aufdeckung Olympias teilgenommen, und die Früchte seines griechischen Aufenthaltes waren die bekannten Werke über Olympia und die Akropolis, die von dem sichern Blicke des geschulten Technikers ebenso Zeugnis ablegten, wie von einer nicht gewöhnlichen Belesenheit in der antiken Litteratur. In dem Buch: „Auf griechischen Landstraßen“ lernte man dazu ein Talent anmutiger Schilderung und Erzählung kennen. Auf Streifzügen von Olympia aus war Boetticher in das Innere des Landes gedrungen, forschend und messend, die geschichtlichen Überlieferungen mit den spärlichen Überresten der Gegenwart vergleichend, den Sinn ebenso auf Sitte und Denkart der heutigen Bewohner gerichtet, als auf die Vergangenheit des in vielfachen Katastrophen umgewandelten Bodens.